

N° 42

20. 10. —
26. 10. 2012

DAS MAGAZIN

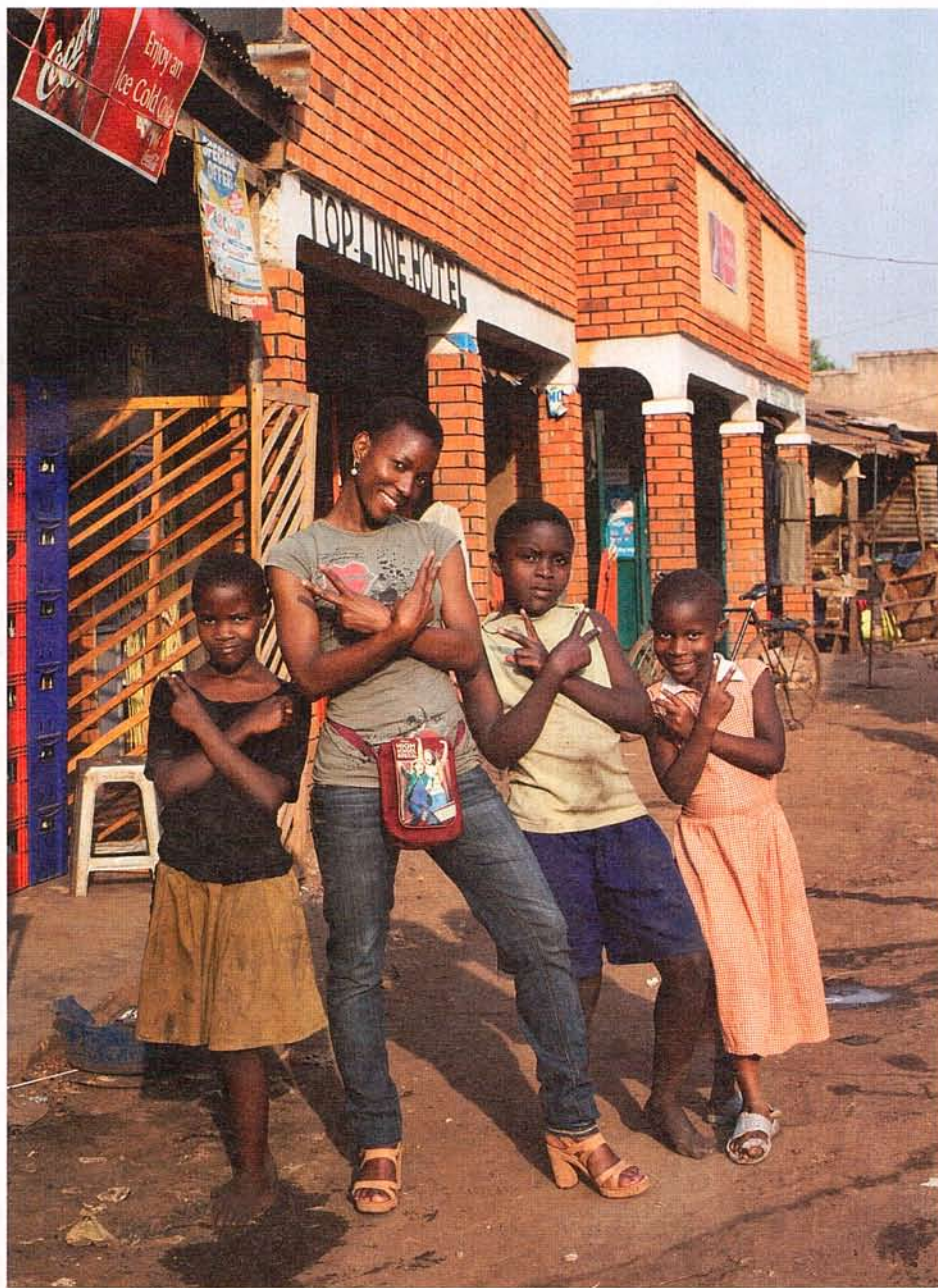
«Wir leben immer noch in
einer rassistischen Gesellschaft.»
— Candice Ralph



Die Black Community
nach vier Jahren Obama

EIN ABEND IM LEBEN

Remy Nanyong, 20, Breakdancerin in Uganda



Als Kind musste ich mich allein durchschlagen. Ich war elf, als meine Mutter starb. Bis kurz vor ihrem Tod hatte ich nie von Aids gehört. Die Leute sagten immer nur, der oder die starb an «der Krankheit». Die Nachbarn wollten uns rausschmeissen. Sie sagten, meine Mutter sei verhext.

Ich pflegte sie, fütterte sie, wusch ihre Kleider, wenn sie ins Bett machte. Früh am Morgen stellte ich mich an die Kreuzung, wo die Laster mit den Bananen und Süßkartoffeln vorbeifuhren. Manchmal fiel etwas ab. Ich kannte den Mann, der meine Mutter infizierte. Er kam einmal vorbei, brachte Kleidung für mich und meine Mut-

ter. Aber die wurde uns hier im Viertel gestohlen. Dieser Mann starb kurz vor meiner Mutter. Meinen Vater habe ich nie kennen gelernt. Die Nachbarn sagten, er hatte viele Frauen und soff. Es schmerzt mich, sie so über ihn reden zu hören.

Wie ein Strassenköter zog ich von Hütte zu Hütte. Nicht der Hunger — die Einsamkeit war das Schlimmste. Ich hörte nie auf, nach einer neuen Familie zu suchen.

An einem Abend vor drei Jahren hatte ich am Rande des Ghettos diese Begegnung, ich glaube, das hat mir das Leben gerettet: Da waren ein paar Jungs, sie tanzten, wie ich es noch nie gesehen hatte. Ich setzte

mich neben sie auf die Wiese, schüchtern und stumm. Sie nannten es Breakdance. Ich sass da und fing an zu schreiben. Ich habe immer Gedichte geschrieben. Die Jungs beobachteten mich eine Weile, einer kam zu mir und fragte: «Was schreibst du? Darf ich mal lesen?» Mich hatte bis dahin noch nie jemand gefragt, was ich mache. Das hat mich überwältigt.

Sie gehören zu einer bekannten Hip-Hop-Crew in Kampala. Heute gehöre ich zu ihnen. Wir sind wie Brüder und Schwestern füreinander da. Durch Breakdance habe ich meine Familie gefunden. Die Älteren aus der Crew sagten mir: «Sieh zu, dass du was aus deinem Leben machst. Lass dich davon nicht abbringen, verfolge dein Ziel. Sonst zerstört das Ghetto deine Träume.» Das ist für sie der Kern von Hip-Hop.

Unsere Crew hat gute Kontakte in die ganze Welt. Sogar Sponsoren. Eine Frau aus Deutschland bezahlte mir das Schulgeld und eine Unterkunft. Dank ihrer Hilfe werde ich bald studieren. Von überall her tauchen Leute bei uns auf, weil sie von uns gehört haben und wissen wollen, wie wir Hip-Hop im afrikanischen Ghetto leben. Wir werden ins Ausland eingeladen, weil die Menschen uns tanzen sehen wollen.

Nach dem Tod meiner Mutter gaben mir Leute aus dem Viertel manchmal etwas zu essen. Ich durfte ein paar Tage bleiben, bis sie mich wieder fortjagten. Ich flehte sie an: Lasst mich euer Hausmädchen sein. Ich war eine gute Schülerin, bis ich kein Geld mehr hatte. Ich habe aber nie gestohlen oder meinen Körper verkauft. Viele Mädchen hier lassen sich von Männern aushalten. Wo ich herkomme, werden Mädchen missbraucht und geschlagen. In den Gassen lauern die Typen. Sie versuchten, auch mich zu vergewaltigen. Die Menschen sind hart zu den Mitmenschen. Aber das Leben ist mehr, als nur ein Opfer zu sein.

Ich möchte später als Ärztin oder Sozialarbeiterin im Ghetto helfen. In Uganda warten alle immer darauf, dass die Politiker etwas für sie tun, anstatt sich zu fragen, was sie selbst tun können. Die Jüngeren sollen wissen, dass man durch Leistung eine bessere Gemeinschaft aufbauen kann. Das Positive im Leben sehen.

Ich bin durch den Tanz und die Crew viel selbstbewusster geworden. Ich fühlte mich als Kind nirgendwo zugehörig; nun ist mein Traum ein grosses Haus, in dem wir alle zusammen leben können.

Protokoll ULF SCHUBERT
Bild KATHRIN HARMS